

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1912

173 (27.6.1912) 2. Blatt

Die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Heldenjage.

Nach einem Vortrage von Dr. Ludwig Wisser-Heidelberg.

In letzter Zeit gelegentlich wieder einmal auf dieses Forschungsgebiet zurückgekehrt, glaube ich einige neue Ergebnisse erzielt, einige wichtige Bestätigungen früher geäußelter Ansichten gefunden zu haben, von denen ich heute Mitteilung machen möchte. Wenn wir in unseren alten Heldenliedern auf Namen wie Ermenreich, Dietrich, Gunther, Egel stoßen, so ist damit der geschichtliche Kern ohne weiteres erwiesen, denn schwerlich wird jemand in Abrede stellen wollen, daß hier die bekannten Gestalten des Hermanrich, Theoderich, Gundahar und Attila vor uns auftauchen, die in den ersten Jahrhunderten der deutschen Geschichte, in der an gewaltigen Umwälzungen und welterschütternden Heerfahrten, an heißen Kämpfen und kühnen Taten so reichen Zeit der Völkerwanderung eine hervorragende Rolle gespielt haben. Dies Verhältnis ist auch leicht begreiflich, da ja für unsere Vorfahren, als sie noch keine geschriebenen Bücher kannten, die einzige Art geschichtlicher Überlieferung in alten, von den Vätern auf Söhne und Enkel sich vererbenden Liedern bestand: quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, sagt Tacitus, der große Sittenschilderer des germanischen Volkes. Solche Götter- und Heldenlieder wurden beim festlichen Mahle, in den Hallen der Könige und Fürsten von einzelnen Sängern mit Harfenbegleitung vorgetragen oder, wenn das Heer zur Schlacht zog, gemeinsam von allen Kriegern gesungen, wobei der vorgehaltene Schildrand den Schall verstärkte und der hellere oder dumpfere Klang den Ausgang des Kampfes anzuzeigen schien (accendant animos futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur). Wild und schaurig genug mag dieser Schlachtgesang den feindlichen Ohren geklungen haben, es wäre aber doch ein Irrtum, wenn wir uns denselben als ein wildes und rohes Gebrüll vorstellen wollten. Schon die allerältesten Proben deutscher Dichtung lassen eine kunstvolle, durch Stab- und Endreim gebundene Fügung der Worte erkennen, und wir haben guten Grund, auch die Singweisen, von denen durch glückliche Zufälle, hauptsächlich durch Vermittlung des lateinischen Kirchenliedes, sich einzelne bis auf unsere Tage herübergerettet haben, für wohlklingend und einbruchs voll zu halten. Gestatten Sie mir, ein wohlbekanntes Beispiel anzuführen, an dem sich, wie mir scheint, der Zusammenhang mit dem Altertum überzeugend nachweisen läßt. Schon auf der Schule, als wir in der deutschen Stunde die Merseburger Zaubersprüche kennen lernten, war mir aufgefallen, daß der erste derselben in feierlichem Vortrag merkwürdig an den Tonfall des „Gaudefamus“ erinnert; doch legte ich der Sache kein Gewicht bei und hatte sie ganz vergessen, bis eine zufällige Anregung sie mir vor einigen Jahren wieder ins Gedächtnis zurückrief. Nun ging ich den Dingen weiter nach und konnte auf Grund anderer Vorarbeiten, besonders der meines verstorbenen Freundes Hofmann (Hypothesen und Konjekturen zum Gaudefamus igitur, Frankf. Jg. 311/12, 1897), feststellen, daß das „Gaudefamus“, dies jetzt hauptsächlich beim Zusammenverlesen der Fabeln gefundene Festlied des deutschen Studenten, im Mittelalter aus der Umbildung und Verschmelzung zweier lateinischer Vuhgesänge über die Vergänglichkeit des Menschenlebens und die Verachtung der Welt auf der Pariser Hochschule entstanden und von da auch nach Deutschland gekommen ist, wo es wiederholte Umgestaltungen, Erweiterungen und Überarbeitungen erfahren hat. Mit Hilfe der verschiedenen Resarten läßt sich aber die älteste Fassung wiederherstellen, die nach meiner wohl begründeten Vermutung (Zur Geschichte des Gaudefamus, Vurschenf. Blätter XXI, 7, 1907) im ersten Vers gelaute hat:

Gaudefamus igitur,	Eurer Jugend, Freunde, freut
Juvenes dum sumus!	Euch, bevor sie schwindet.
Hora heu devolvitur,	Das die klägliche Stunde deut,
Quidquid dat dissolvitur,	Ach, wie bald wird das zerstreut,
Velut vento fumus.	Wie der Rauch im Winde.

Deutlich ist in den lateinischen Worten noch der Stabreim neben dem Endreim zu erkennen, gerade wie in dem altfränkischen Zauberspruch, der, mit geringfügigen Änderungen, ganz genau zu der noch heute gebräuchlichen Weise des Vurschenliedes stimmt:

Eiris sazun idisi,	Einstmals sahen weiße Frau,
Sazun hora duoder:	Sahen hin und wieder:
Suna hapband heptidun,	Daß und Bande hielten sie,
Suna heri lezidun.	Und den Herzog hemnten sie,
Jo, inspire hapbandun!	Auf, entspring den Banden!

In einem schönen, auf der vorjährigen Versammlung der Deutschen Gesellschaft für Vorgeschichte gehaltenen Vortrage über die Entwicklung der germanischen Musik (Mannus IV, 1/2) stellt Fleischer die offenbar irrige, auch vom Herausgeber Hoffmann mit einem Fragezeichen verzeichnete Behauptung auf, unter dem „Schild“ sei die Endplatte eines Kriegswagens, einer sog. „Lure“ (von ludr, wörtlich „Laute“) zu verstehen.

Den Vorgang haben wir uns folgendermaßen zu denken: eine alte Volkswaise, nach der auch heidnische Beschwörungen gesungen wurden, ist mit den fränkischen Eroberern über den Rhein gewandert, dort in den lateinischen Kirchengesang übergegangen, dann auf ein recht weltliches Lied der studierenden Jugend übertragen und so durch allen Wechsel der Zeiten bis auf den heutigen Tag erhalten worden. Wunderbar, aber sicher kein bloßer Zufall!

Die Erinnerung an die Jugend- und Blütezeit des Heldenlieds ist lange unter den germanischen Völkern lebendig geblieben. Noch im 6. Jahrhundert spricht Jordan, der Geschichtsschreiber der Goten, von alten Liedern, die zur Harfe nach mancherlei Weisen gesungen wurden und „fast in der Art von Geschichtsbüchern (pene historico ritu)“ von „der tapferen Väter Taten“, der nordischen Heimat und den weiten Wanderungen des Volkes Kunde gaben. Im Beowulf, dem angelsächsischen, im 7. oder 8. Jahrhundert niedergeschriebenen, aber ältere Zustände widerspiegelnden Heldengedicht, ist viel die Rede von Harfenklang und Heldeusang zwischen den Metäken schmausender Weken (thaer vaes hearpan sveg, svutol sang scopes), und noch in dem christlichen, einen Sieg der Franken über die Normannen im 9. Jahrhundert feiernden Ludwigslied wird wie zu Tacitus' Zeiten die Schlacht mit Gesang eröffnet: sang was gisungan, wig was bigunnan.

Freilich, Sage ist nicht Geschichte, Wahrheit und Dichtung sind verschiedene Begriffe. Unablässig war die schöpferische Einbildungskraft am Werke, und jeder einzelne Sänger, dem die wörtliche Wiederholung des oft Gehörten widerstrebt, ersann immer neue Züge, tat manches aus eigener Erfindung hinzu. So kam es, daß sich, wie ein alter Baum mit Epheu und Schlingrosen, der glatte Stamm der geschichtlichen Tatsachen allmählich mit einem üppigen, wild verwickelten Rankenwerk umspinn, das die ursprüngliche Gestalt fast ganz verüllte, zum Teil aber auch morsch gewordenen Ästen Halt verlieh.

Werfen wir nun einen Rückblick auf die ältere deutsche Geschichte, um zu sehen, was davon in die Heldenjage übergegangen und etwa noch unter „der Dichtung Schleier“ zu erkennen ist. Gewöhnlich betrachtet man den Nibelungenzug als Anfang unserer Geschichte, obwohl schon einige Jahrhunderte vorher durch die Verichte des Seefahrers Pytheas die erste Kunde von germanischen Völkern aus Mittelmeer gekommen war. So sturmgeballt diese Heerfahrt die alte Welt durchbraut, so gewiß sie auch in des Sängers Lied gelebt hat, sie ist verschollen, und die Heldenkönige Teutobod und Boiorix suchen wir vergeblich in den ältesten Sagen. Auch der kühne Schwaberkönig Ariovist, der Roms größtem Feldherrn Trotz zu bieten wagte, ist daraus verschwunden, denn schwerlich wird man den Ermenreich und Ehrenbert der Heldenbücher mit ihm in Verbindung bringen wollen. Marbod, der Gründer des ersten germanischen Staatswesens und Beherrscher eines mächtigen Reiches, gegen das die Römer vergeblich ein Heer von zwölf Legionen in Bewegung setzten, ist sicher in seiner Königsburg auf der Höhe des Glücks durch Loblieder verherrlicht worden, aber davon ist keine Spur geblieben, es müßte denn sein, daß einige Züge des gewaltigen, aber ein unrühmliches Ende nehmenden Mannes, an dem nach den Worten des Geschichtsschreibers „auch die flüchtigste Schilderung nicht vorübergehen darf“, in das düstere Bild von Attila, dem Napoleon des Mittelalters, übergegangen wären.

Nun aber kommen wir zum bedeutungsvollsten und folgenreichsten Ereignis unserer Vorseit, der Vernichtung des römischen Heeres im Teutoburger Walde. Sollte auch davon „kein Lied, kein Heldenbuch“ mehr etwas melden? Meine Meinung ist das nicht. Seit Jahrzehnten mich den Forschern — ich nenne nur Schierenberg und Biggs —, die in der herrlichsten Gestalt der deutschen Sage auch den größten Helden unserer Geschichte erblicken, anschließend, darf ich wohl sagen, daß ich deren Beweismittel wesentlich vermehrt und verstärkt habe. Hier kann ich selbstverständlich nur die Grundzüge andeuten. Vor allem müssen wir Arminis Sippe und Stammbaum in Betracht ziehen. Von seinen nächsten Verwandten, deren Namen überliefert sind, führen vier solche, die mit Sigi anlauten, sein Vater Sigimer, sein jüngerer Bruder Sigidag (so verbessere ich Strabos Sesthako), sein Oheim Sigast (mundartlich Segest) und sein Vetter Sigmund. Wären, was ich aber nicht für wahrscheinlich halte, Sigasts Bruder und Arminis Vater verchiedene Männer, so stiege die Zahl sogar auf fünf. Vor drei Mitgliedern des cheruskischen Fürstengeschlechts sind uns nur lateinische Beinamen bekannt, von Armin selbst, von seinem Bruder Flabun und seinem Neffen Italens, während der letzte angestammte Herrscher der Cherusker, Chariomer, wieder einen heimischen Namen trägt. Nach den Verhältnissen in anderen Fürstendhäusern, wie nach der Sitte germanischer Namensgebung überhaupt, ist es mehr als wahrscheinlich, daß auch die drei letztgenannten keine Ausnahme gemacht, sondern ähnlich gebildete Namen gehabt haben, nach

meiner Annahme Sigifrid — vielleicht hieß die Mutter Fridegunde —, Sigidar und Sigimer, wie der Großvater. Schon diese Übereinstimmung bringt den geschichtlichen Armin dem sagenhaften Sigfrid nahe, dessen Ahnherr Sigi war, dessen Eltern Sigmund und Siglinde hießen und der sich im angelsächsischen Gedicht „Finnsburg“ rühmt: Ich bin ein Mann aus der Sigelinge Geschlecht, ic eom Segeana leod. Auch beider Schicksal und Ende zeigt große Ähnlichkeit, und ich möchte den bei anderen Gelegenheiten aufgeführten heute nur noch einen besonders bezeichnenden Zug hinzufügen: in beiden Fällen haben Eifersucht und beleidigter Stolz bei den Verwandten den hinterlistigen Mordplan reifen lassen, denn Armin hat gegen Sigasts Willen, vielleicht auch gegen die Sitte wegen zu naher Verwandtschaft, dessen einem Anderen verlobte Tochter gewaltfam entführt, und für Gunther war der nagende Argwohn wegen Brunhilde der Hauptgrund unverföhnlichen, tödlichen Hasses. Was früher auch solchen Forschern, die nach einem geschichtlichen Vorbild Sigfrids suchten, im Wege stand, war die irrige Voraussetzung, die Cherusker seien Sachsen gewesen. Ich habe dagegen nachgewiesen, daß sie mit Cherusfern und Chatten zum Frankenstamm gehören. Allerdings ist Sigfrid, das gebe ich gerne zu, kein rein geschichtlicher Held, es sind vielmehr in seiner Gestalt menschliche und übermenschliche Züge zusammengeslossen. Sigmunds Sohn ist zugleich ein Halbgott, ein siegreicher Sonnen- und Frühlingsheld, wie er nach Tacitus unter dem Namen Hercules als Vorbild aller tapferen Männer im Schildgesang gepriesen wurde (primumque omnium virorum fortium ituri in proelium canunt). Von dem geschichtlichen Helden wissen wir aus dem Zeugnis des genannten Geschichtsschreibers, daß er nach seinem frühen Tode im Liede fortlebte (canitur adhuc barbaras apud gentes), und man könnte es fast ein Wunder nennen, wenn unter den Franken jede Erinnerung an ihren erfolgreichsten Kriegshelden, den „Vesfreier Germaniens“, erloschen wäre. Freilich hat gerade über der fränkischen Heldenjage ein Unstern gewaltet: die Lieder und Erzählungen, die Karl der Große hatte sammeln und sich oftmals vorlesen lassen, wurden von seinem pfäfflich gesinnten Sohn als heidnische Erinnerungen vernichtet. Bücher und Pergamente kann man verbrennen, nicht aber den lebendigen Springquell der Volksdichtung verstopfen. Aus den Hallen der Großen vertrieben, flüchtete sich der Heldenfang an den Herd der Bauern, und was die Quedlinburger Jahrbücher von Dietrich von Bern berichten, gilt auch für Sigfrid: de quo cantabant rustici olim Selbstverständlich mußte dieser Umstand, wie auch die spätere Verschmelzung der fränkischen mit anderen Sagenstoffen dazu beitragen, die verschiedenartigen Züge des Bildes in noch bunterer Weise zu verwirren.

(Schluß folgt.)

Mitteilungen aus Kunst und Wissenschaft.

In Heidelberg findet am Sonntag den 7. Juli, vormittags, in der Peterstraße ein großes Bachkonzert statt. Zur Aufführung kommen die drei Kantaten J. S. Bachs „Wer da glaubt und getauft wird“, „Selig ist der Mann“ und „Gott, der Herr, ist Sonn und Schild“. Zu den Mitwirkenden gehören außer dem Bachverein, dem akad. Gesangsverein u. c. Ulfste Lobstein-Wirb-Heidelberg (Sopran), Lilly Hoffmann-Wiesbaden (Alt) und Dr. Egniez-Berlin (Bass). Leiter der Aufführung ist Generalmusikdirektor Dr. Philipp Wolfrum, vor dem auch die Bearbeitung der Kantaten stammt und vor kurzem einen Kantatenabend auf dem Stuttgarter Bachfest leitete.

Professor Wilhelm Wandbinder in Charlottenburg gewann alle 3 Preise (ungefähr 6500 Mark) des Wettbewerbs, der für ein in Nizza zu errichtendes Denkmal des Feldherrn Fürsten Barclay de Tolly ausgeschrieben war.

Der König von England hat dem Journalisten Edward Doad Coak den Adelstitel verliehen. Er hat sich als Chefredakteur verschiedener Blätter, wie der „Ball Moll Gazette“, der „Westminster Gazette“ und der „Daily News“ einen Ruf erworben.

Farbenphotographie. Was noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten wurde und in das Reich der Träume verwiesen werden mußte, nämlich, die Gegenstände der Natur in ihrer farbigen Erscheinung wiederzugeben, ist zur Wirklichkeit geworden. Und zwar ist dies der Firma Lumiere in Lyon zu danken, deren epochemachende Erfindung der Autodromplatte jeden, der mit dem photographischen Apparat umzugehen versteht, befähigt, Naturgegenstände unter voller Wahrung der farbigen Effekte photographisch festzuhalten. Zu dieser glücklichen Erfindung gestellt sich nun nach die Möglichkeit, das was der Platte nur als Anilum, als Einzelkunstwerk gelungen ist, durch den Dreifarbenendruck getreu zu vervielfältigen. Der auf diesem Gebiete seit Jahren bestens bekannte Kunstverlag von E. A. Seemann in Leipzig läßt gegenwärtig unter dem Titel „Farbenphotographie“ eine Bilderammlung in monatlichen Hefen erscheinen, von welcher uns die erste Lieferung soeben zugegangen ist. Die Subskription ertrakt sich zunächst auf 12 Hefte zu je 2 M., die in zwangloser Folge zur Ausgabe gelangen. Als Herausgeber des neuen Sammelwerkes ist eine anerkannte Autorität auf dem photographischen Gebiete, unser Karlsruher Mitbürger Professor Friedrich Schmidt gewonnen worden, der das Heft auch mit einem gut orientierenden und farbig illustrierten Artikel über die Farbenphotographie eröffnet. Was die Reproduktionen bieten, verdient das höchste Lob.

